



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1926.

Hagen und Stotel, zwei urdeutsche Namen.

Von Professor Dr. R. Stuhl.

(Nachdruck verboten.)

Zu den ältesten Siedelungsnamen an der Unterweser gehören unstreitig Hagen und Stotel, dieses der alte Grafensitz, jenes die uralte Gerichtsstätte bei der heiligen Eiche, der Staleke.

Das Wort Hagen hat eine zwiefache Bedeutung, die sich beide aus der Ableitung des Namens von dem Worte Hag = Heide erklären. Als Ortsname bezeichnet Hagen eine Einhegung, Umfriedung mit einer Hecke, einem Hag, der alljährlich „geheckt“ (daher der Name) und „gebücht“ oder „gekniht“ (vgl. die Ausdrücke: Gebüch, Knid für Hecke) wurde, so daß die Äste und Zweige ineinander verwachsen und dichtverflochten ein undurchdringliches Gehege, eine Schutzwehr gegen den Anlauf des Viehes sowohl wie der Feinde bildeten. Als Personennamen geht Hagen auf die altfriesische Wortbildung Hagena, eine der vielen echtfriesischen Wortfügungen mit dem alten Vater- und Herrennamen: Ena (am Niederrhein in der Form: „Enne“ = Mäne noch heute gebraucht), zurück, bezeichnet also den Herrn eines Hags, einer umfriedeten Stätte.

Eine solche umhegte Stätte aber war der Gerichtsort Hagen, ein „uralt heil'ger Raum“, wie Hermann Miers ihn nennt, von einem Zaun umhegt wie von einem Ring, in dessen Mitte der Gerichtsbaum stand, die Staleke. In diesem Sinne ist die Schlußsilbe — en in Hagen das nachgestellte tonlos gewordene in, das in dem schweizerischen Ausdruck: Inbag, Inbegi = Einhegung und in dem entsprechenden lateinischen Worte: indago, Einhegung, Bisang, in der Jägersprache: Umzingelung des Waldes (vgl. dazu das deutsche Wort: jagen = einhegen, umstellen) vorangestellt ist. Vgl. auch Rifut = Utkit, Gudaus = Ausgud.

Auch die Erinnerung an die Zusammengehörigkeit des Personen- und Ortsnamens: Hagen ist unserem Volke nicht ganz verloren gegangen. Darum wird der grimme Hagen des Nibelungenliedes im Waltharilied der „dornige“ oder „Dorn“ genannt, darum sticht Odin die Brunhild mit dem Schlafdorn und wenn Hagen den Siegfried mit dem Speer durchbohrt, so vergleicht er sich dem Hödur, dem Mörder Baldurs, und erscheint er als Einäugiger wie Hödur blind ist. Endlich fällt Hagen schon dem Namen nach mit Freund Hain, dem Todesgott, zusammen.

In „hilligen Haagen“ (heiligen Hagen oder Hainen) feierten noch vor wenigen Menschenaltern die Inselriesen ihre Naturfeste und tanzten mit ihren Weibern und Bräuten um die Freudenfeuer herum. Daß es eine altgermanische, altheidnische Sitte war, beweist der lange vergebliche Widerstand der Geistlichen gegen diesen Brauch. In dem bayerischen Anteil an der Rhön, am Fuße des Kreuzberges, im Volksmunde der „hillige Krüzbarl“ genannt, liegt bei dem Dorfe Oberweißbaum ein vereinzelter, oben abgeglätteter und von Wald umgebener Hügel, „Hag“ genannt, wohin noch vor wenigen Jahrzehnten die Hochzeitspaare mit ihren Gesippen, ja der ganzen Dorfgemeinde zogen, um da unter Musikbegleitung bei fröhlichem Schmause am Tanze sich zu vergnügen. Daß diese Sitte früher allgemein in der Gegend herrschte, beweist der Ausdruck „Haggig“ oder „Hoggig“ für Hochzeit, der sich offenbar von dem „Huge zum Hag“ herleitet. Auch heißt heute noch in manchen Dörfern des unterfränkischen Grabfeldes der Platz um die Kirche und den Friedhof: „der Hag“, in dem die Toten bestattet werden. All das sind Ueberbleibsel der altgermanischen, schon von Tacitus erwähnten Sitte, nach der unsere Ahnen die nur mit den

Augen der Andacht geschaute Gottheit unter freiem Himmel in heiligen Hainen und auf Waldtriften verehrten.

Nicht erkannt hat man bisher, daß von diesen „Haagen“ oder „Hagen“ die den römischen Schriftstellern (Plinius, Tacitus, Velleus, Paterulus) wohlbekannten Chanten ihren Namen haben, die auf der bekannten Bentingerschen Reiselarte Chaci oder Paci heißen. Es sind damit die „hilligen Haage“ der Friesen, „Hage“ der übrigen deutschen Stämme gemeint. Nach ihnen benennen sich auch die Heggelingen des Gudrunliedes. Dr. Johann Schmans in seinem Buche: „Geschichte und Herkunft der alten Franken“ (Wamberg, Buchner, 1912) und andere haben es sehr wahrscheinlich gemacht, daß auch die alten Franken früher diesen Namen geführt haben, also von den Chanten im weitesten Sinne dieses Namens abstammen. Was sie aber nicht gesehen haben, ist folgendes: Es steckt in dem bisher nicht gedeuteten Namen: Franke allen Anzeichen nach dasselbe Wort Hag oder, wie man früher schrieb, Hal, und es ist der Name aus „Far — hal — an“ zusammengezogen.¹⁾ Fara bedeutet eigentlich Zug, dann das ziehende Geschlecht, die Verwandtschaft, die Sippe. Es beginnen daher die ältesten Merowingischen Stammbäume mit dem Könige Faramund (Pharamund) d. h. dem Beschützer, Schirmer der Fara, der Sippe. Vgl. altfries. Mund mit der Bedeutung des nhd. Vormund. Die Franken sind also die den „Fara-Hag“, die Malsstätte, das Weistum der freien Gesippe besuchenden und allein zu diesem Besuche berechtigten, freien Blutsverwandten, weshalb dann „frank“ und „frei“ gleichbedeutend gebraucht werden konnten. Wir besitzen das Wort Fara noch in den Abteilungen: Vor- und Nachsiben das Wort Fara noch in den Ableitungen: Vor- und Nachsich Faron = Sippenältester, Herr des Geschlechtes.

Eine mit Fara gleichbedeutende Bezeichnung einer Sippe, eines Blutsverbandes ist im Altfriesischen: Tam, angels. Team, plattdeutsch: Tom, „Kinder fan en Tom“ sind Kinder von einem Geschlechte. Jetzt wird das Wort gewöhnlich vom Zuchtvieh gesagt. Es entspricht Damos in der dorischen, Demos in der jonisch-äolischen Mundart. So nannten also die Griechen nicht etwa ein Rassengemisch, sondern „Kinder fan en Tom“.

Nach diesem Ausdruck: Dam = Tam mit der Bedeutung: Fara, Sippe, hieß von dem Jahre 1866, also in der hannoverschen Zeit der Gerichtssitz Hagen: Damhagen, eine Benennung, die auch das Gemeindefiegel noch nach diesem Jahre trug, bis sie im Munde des Volkes, bei der Post und beim Gericht allmählich verschwand.²⁾ Es ist also Dam-Hagen nur eine andere Bezeichnung für Fara-Hag und auch gleichbedeutend mit dem altfriesischen Wort Miah, gotisch Mh(s) (d. i. ursprünglich Adel-Hag),³⁾ mit welchem Ausdruck der westgotische Bischof Wulfila den christlichen Tempel, das Gotteshaus, bezeichnet, das an die Stelle des heidnischen Hains, den die Natur selbst der Gottheit errichtet hat, getreten ist. In dem alten Damm-Hagen hat sich dieser Hain oder Hagen, in dem das blutsverwandte Volk, die Sippe, zum Gottesdienst und zum Gerichte sich versammelte, neben dem christlichen Gotteshaufe und dem alten Gerichtsbaum noch erhalten. Es sind mächtige Waldbäume, wahre Niesen, aus denen dieser Hain besteht. Mit Ehrfurcht, mit „frommem Schauer“ tritt man noch heute unter ihren Schatten. Von der Staleke freilich ist nur mehr ein Strunk vorhanden. Aber

¹⁾ Ein Träger des Frankennamens, Professor Frank in Bonn, hat also m. E. zu schwarz gesehen, wenn er fürchtet, „daß die Bedeutung des Namens mit Sicherheit nicht mehr zu finden sei.“ (Westdeutsche Zeitschrift, 26. Jahrgang.)

²⁾ Heinrich Schriefer, Hagen und Stotel, Geestemünde, Verlag der Nordseezeitung (M. Schulz), 1901.

³⁾ Adel bedeutet eigentlich: Stamm, Sippe, Geschlecht.

man sieht noch an ihm, wie mächtig einst war die Eiche: Stalele heißt der Gerichtsbaum nach dem altdeutschen Worte: Setal oder Sedel, d. i. Sitz, besonders Gerichts- und Edelsitz. Mit dieser Bedeutung ist das Wort auch in dem Ausdruck: Burgstall = Burgsitz, Edelsitz enthalten. Vor allem aber benennt sich danach die Hauptmahlstätte der Ostfriesen, der Upstals-Bom bei Aurich. Es war, wie das schwedische: Uppsala, ein Gerichtsoberhof, die oberste Instanzbehörde. Nach solchen Salzhöfen, Gerichtshöfen haben auch die Salier (salischen Franten, Salstranken) ihren Namen bekommen. Salier und Frante sind somit sinnreiche Benennungen. Wieder eine andere Bezeichnung einer Versammlungsstätte einer Sippe, die auch Vann, ursprünglich Vand = Blutsverband, mundartlich: Vaa genannt wurde, ist der Steingraben bei Vassdahl d. i. Vann = Sedal, der Versammlungsort des ganzen Wigmobigaues, des Sachsenvolkes Mahlstätte war Markloh, d. h. Grenzheim an der Weser (vermutlich im Hohaischen).

Das Wort loh, die deutsche Entsprechung des lat. lucus, Hain, ist in vielen niederländischen Ortsbezeichnungen abgefallen, die jetzt meist auf -el endigen. So hieß die Ortschaft Bodel ehemals Bodelo oder Bolla (vgl. das schwäbische: Buchloe) d. i. Buchenhain und so hieß früher auch Stotel: Stotlo, Stolle (1214, 1219); daß die Gegend um Stotel früher dichtbewaldet war, ist sicher. Es geht die Sage, daß vor alters ein Eichhörnchen aus dem Bereiche des Amtes Hagen bis in den Stoteler Wald immer von Baum zu Baum hat springen können, ohne jemals den Boden berühren zu müssen. Auch der bestimmende Wortteil des Namens: Stotlo unterliegt keinem Zweifel. Er deckt sich mit dem angels. Ausdrücke: Stob, althochdeutsch: Stuo, eigentlich die Pferdeherde, das Gestüt, dann auf das einzelne Tier, die Stute übertragen. Es war also der Wald um Stotel einer jener alten der Göttheit geweihten Haine, in denen, wie uns Tacitus erzählt, die schneeweißen Rosse (sog. Weißgeborenen) auf Gemeindefkosten als Drakeltiere gehalten wurden, und es sind die späteren (um 1363) ausgestorbenen Grafen die Nachfolger jener Rosse züchtenden Edeling und Veger des Götterhains gewesen.

Es gilt von beiden Ortsnamen, Hagen und Stotel das Wort des Dichters (Martin Greif): „Wo die Geschichte noch schweigt, da spendet schon Zeugnis die Sprache; älter als alles Gescheh'n deutet auf's Fernste sie hin.“

Die Weihnachtsflut 1717.

(Nachdruck verboten.)

Die Verheerungen, die durch das Hochwasser in weiten Gebieten unseres deutschen Vaterlandes sowohl wie auch in außerdeutschen Ländern, namentlich in den benachbarten Niederlanden, verursacht worden sind, geben Veranlassung, früherer Zeiten zu gedenken, in denen ähnliche Katastrophen über reiche und gesegnete Landschaften hereingebrochen sind. Namentlich unsere engere Heimat, das Land an der Nordsee, hat oft und zur Genüge die verheerenden Wirkungen der Wasserfluten erfahren müssen. Die salze See hat oft grausamer gehaust, als es die aus dem Binnenlande kommenden Wassermassen vermögen. Nicht von jeher sind unsere Küsten durch die gewaltigen Seedeiche geschützt gewesen, die jetzt so stark sind, daß sie nach menschlichem Ermessen jeder Sturmflut standhalten. Die Kunst des Deichbaues hat sich erst im Laufe der Jahrhunderte entwickeln müssen, ehe sie die heutige Vollkommenheit erlangt hat.

Aus allen Berichten über Sturmfluten vergangener Tage geht immer wieder hervor, eine wie erste Sache unsrer Väter der Deichbau gewesen ist. Unter den größten Opfern haben sie erst ihre Erfahrungen sammeln können. Und wenn sie trotz aller Mühe und Arbeit doch immer wieder erfahren mußten, daß der „blanke Saug“ stärker und mächtiger war, dann haben sie den Kampf nicht müßlos aufgegeben, sondern haben mit Zähigkeit und heldenhafter Ausdauer immer aufs neue versucht, ihre teure Heimat dem gierigen und unerbittlichen Feinde zu entreißen. Und in echtem Friesentrotz konnten sie sagen: „Der Herrgott schuf das Weltmeer, der Friesle setzte ihm seine Grenze.“

In dem Wort zeigt sich keine Ueberhebung. Sie wußten und wissen nur zu gut, in wie hohem Maße sie abhängig sind von Gott. Aber neben ihrer tiefen Religiosität zeigt sich ein stolzer Sinn, haben sie doch im wahrsten Sinne ihre Heimat dem Meere abgerungen. Und teuer haben sie ihre heimatliche Scholle erkauft. Es ist erschütternd, zu lesen, welche Leidenszeiten oft über die Marschen hereingebrochen sind. Namentlich das 18. Jahrhundert war überreich an Sturmfluten. Die gewaltigste Flut war aber jedenfalls die Weihnachtsflut im Jahre 1717. Wie ein Dieb in der Nacht kam sie und überfiel die gesegneten Marschen, als ihre Bewohner im tiefen Schlaf lagen. Tagelang vorher war schon starker Südwestwind gewesen und hatte viel Wasser durch den Kanal in die Nordsee getrieben. Aber am Abend des 24. Dezember legte sich der Sturm. Alles atmete erleichtert auf, denn die Gefahr schien nun von den Deichen abgewendet zu sein, umso mehr, als der Mond im letzten Viertel stand und somit keine Springsflut zu erwarten war. Zudem mußte in der Nacht etwa gegen 3 Uhr der tiefste Stand der Ebbe erreicht sein. Aber schon um 1 Uhr erhob sich der Sturm von neuem, diesmal kam er aber aus Nordwest. Er wurde stärker und stärker und wuchs zu einem gewaltigen Orkan an, und zu der Zeit, wo tiefste Ebbe sein mußte, sprangen

die ersten schäumenden Wogen bereits über die Deichlappe, unaufhaltsam, mit immer größerer Gewalt. Die aus dem Schlaf geschreckten Bewohner sahen sich bereits in einem tosenden Meer und mußten in der stockdunklen Nacht nur schlennigst auf dem Boden oder dem Dach Rettung suchen. Entsetzlich heulte der Sturm, nur zuweilen unterbrach ein Donner seinen schaurigen Gesang. Wie plötzlich und gewaltig die Wassermassen in das offene Land eindrangen, schildert ein Augenzeuge. „Es kam übers Land angelaufen“, sagt er, „nicht nach und nach, wie es später geschehen und wie es sonst gewöhnlich ist, sondern von dem ersten Anfang an ist es mannshoch über das Land gegangen.“ Es wurde eine Christnacht voller Schrecken und Grauen. Und als endlich der bang ersehnte Morgen anbrach, welch ein Bild bot sich da den unglücklichen Menschen! Die Wassermüste. Ihr Haus, ihr Feld, alles, was sie sich mit treuestem Fleiße erworben und lieb gewonnen hatten, war in einer einzigen Nacht zerstört worden.

Erschütternde Einzelheiten werden uns von dieser Weihnachtsflut, die die ganze Nordseeküste von Holland bis Friesland heimsuchte, erzählt. In der Herrlichkeit Dornum in Ostfriesland hatte eine ganze Familie aus dem Bette heraus Zuflucht auf einem Heuhaufen gesucht. Ein Kind nach dem andern verschlang die Flut. Auch die Mutter, ihr Jüngstes auf dem Arm, glitt hinab. Der Mann wollte sie halten und stürzte nach. Ihm allein gelang es sich nach Stunden zu retten. In Lutetaburg wurde in einem Garten eine Frau angetrieben. Erst am folgenden Tage konnte man ihren Leichnam bergen, aber an ihrer Brust fand man ihr Kind, wohl halb erstarrt, doch frisch und gesund. Ein besonders ergreifender Fall wird uns aus dem kleinen Dorfe Funnix im Harlingerlande erzählt. Der Ort liegt etwa 6 Kilometer von der Küste entfernt, mitten zwischen Carolinensiel und Wittmund. Die kleine, aber feste Kirche steht auf einer Burt. Als nun das Wasser in dies Kirchspiel einbrang und immer höher stieg, flüchteten die Bewohner in die Kirche. Sie bot aber nicht allen Platz. Da fehlten sie ihre Kinder, etwa 80 an der Zahl, in zwei kleine Schiffe, die auf der Harle lagen und ließen sie treiben. Wohlbehalten langten sie in Wittmund an, und die Wittmunder haben sich der frierenden und hungernden Kinder in Liebe angenommen. Als das Wasser sich wieder verlaufen hatte, machten sich die Kinder mit ihren Pflegeeltern auf den Weg nach Funnix, aber manches Kind suchte vergeblich nach Vater und Mutter. 213 Menschen waren allein in diesem einen Dorfe ertrunken. Im ganzen sollen von Westfriesland bis nach der schleswigschen Küste in dieser einen Flut über 10 000 Menschen umgekommen sein. Am schlimmsten waren Holland und Ostfriesland betroffen, aber auch im Land Wursten waren viele Menschenleben zu beklagen. So ertranken im Kirchspiel Jmsum fünf Personen, in Bremen 28, in Mussum 1, in Badingbüttel 15, in Spieka und Midlum je 5, im Neufeld sogar 143. Gewaltig war auch der Verlust an Vieh. Jmsum hatte allein 117 Stück verloren, Bremen 70 Stück, Mussum 4 Stück, Badingbüttel 41 Stück, Dornum 123 Stück, Spieka 105 Stück usw. Viele, ja die meisten Häuser waren mehr oder weniger stark beschädigt, viele waren ganz und gar zerstört. In Bremen waren z. B. acht Häuser gänzlich niedergelegt, im Neufeld, dem nördlichsten Teil des Landes Wursten, das erst 1618 eingebeicht worden war, hatte das gierige Wasser allein 70 Häuser vollständig fortgespült. Unermesslich war der Schaden, der an den Deichen und Stelen angerichtet worden war. Herr Amtsrichter N. Wiebald berichtet im Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Jahrgang 12 aus „Tante Sibbern's Nachrichten“, aus denen ich den Teil, der von der Weihnachtsflut von 1717 handelt, wörtlich wiedergeben möchte:

„Den 25. Dezember in der Christnacht ist eine grausame hohe Wasserflut aus dem Nordwesten gewesen, die alle Marschländer an der Westsee, an den Sunbt, an der Elbe, an der Jade und an der Weser überschwemmet, Deiche und Dämme weggerissen, ja, grausame Grundbrüche eingerissen, viele Seile weggenommen, und was noch das Erdärmlichste ist, daß viele tausend Menschen jämmerlich mit Häusern, Vieh und Pferden und all das Übrige weggetrieben und ertrunken. Hier im Kirchspiel Jmsum sind in Dingen in Claus Fielandts Hause fünf Personen ertrunken, welche aber gottlob auf unserm Gottesacker sind beerdigt worden. Das Wasser hat hier im Lande zum Wenigsten 8 Fuß hoch gestanden, in Weddewarden ist es zwar in kein Haus gewesen, ohn allein in unser Badhaus war bei zwei Fuß hoch; über die Poststelle, vor Weddewarden, konnte man mit einer Zolle fahren, aber in Dingen mußten die meisten Leute auf Sünden Dingen aus die Häuser, etliche saßen bis in den dritten Tag auf dem Boden, ehe sie konnten von die Weddewardener mit Jollen geholfen werden. Den ersten Tag in Weihnachten wurde in unserer Kirche zu Jmsum nicht gepredigt, den andern Tag aber waren von Weddewarden und aus des Probsten Haus, welche mit Pferden mußten zum Kirchhof schwimmen und aus der Küsterei 25 Personen in der Kirche.“

Drei Tage lang tobte der Sturm, und wenn auch zuweilen das Wasser sank, vollständige Ebbe trat nicht ein. Erst nach dem 28. Dezember wurde das Land wieder frei und nun erst ließ sich der Schaden ganz überschauen. Nach den damaligen amtlichen Feststellungen, die jedoch sehr unzuverlässig und ungenau waren, sollen an der ganzen Nordseeküste insgesamt ertrunken sein: 10 828 Menschen, 7982 Pferde, 37 433 Stück Rindvieh, 31 120 Schafe und 3447 Schweine. Außerdem wurden 4951 Häuser zerstört und 3375 stark beschädigt. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis sich das schwer heimgesuchte Land wieder erholt hatte.

Wie man auf Helgoland Neujahr feierte.

Der Uebergang vom alten zum neuen Jahre wurde auch diesmal in der Helgoland eigenen Weise gefeiert. Da ist zunächst, wie die Zeitschrift „Niederachsen“ zu berichten weiß, der Silvesterabend eine ganz besondere Veranstaltung. Als sog. „Grüeterinn“ (entstanden aus helgoländisch gröte = grüßen im Sinne von Glückwünschen und inn = Abend, demnach hochdeutsch so viel wie „Grüherabend“) zählt er zu jenen Gelegenheiten, die nach wohlgepflegtem Herkommen durch gutes Essen, wozu besonders gesalzener Fisch gehört, festlich begangen werden. Das bewegteste Leben aber durchflutet die engen Straßen und Gassen des Eilandbes, sobald die Jugend sich ansammelt, beschädigte Tische und sonstiges irdene Geschirr mit möglichst großem Krach zu zerstückeln. Nach diesem eigenartigen Brauche, der mit dem glückverheißenden Scherbenwerfen am Hochzeitsabend sinnerwaundt sein dürfte, heißt der Altjahrsabend (helig. „Oldjarsfinn“) auf der Insel geradezu „Pottemieterinn“, also „Topfschmeißerabend“. Seinen Höhepunkt erreicht dieses Treiben um Mitternacht. Alsdann erheben auch die Instrumente der heimischen Musikanten ihre Stimme zum allgemeinen Jubel und Trübel, und bis zum frühen Morgen durchziehen die musizierenden Gruppen „grüßend“ den Ort, um dafür am „Nanjarabai“ selbst kleine Geldgeschenke einzuhelmsen.

Am Neujahrsmorgen beginnen auch die Familien untereinander ihre Gratulationsbesuche. Da auf der Insel jedoch die Verwandtschaften ungemein weitläufig sind, reicht zur Erfüllung der Gesamtverpflichtungen ein kurzer Wintertageslauf längst nicht aus. Deshalb werden die Glückwunschrundgänge allgemein bis zum Dreikönigsfeste am 6. Januar ausgedehnt. Während dieser Tage bietet jede Helgoländer Familie, auch die ärmste, ihren Gästen in der guten Stube ein Gläschen Cherrh oder Portwein, dazu Zigarren für die Männer und Kuchen für die Frauen. Der „Nare Horizont“ (Nar Kimmten), der neben Gesundheit (Sinnheit), Wohlergehen, Glück, Segen und einem weiten Herzen (rim Hart) in den Neujahrssprüchen stets wiederkehrt, geht bei der Tagessumme solcher Gläschen naturgemäß sehr leicht verloren.

Ein anziehendes Kapitel bieten diese Neujahrswünsche selbst. Jeder besitzt sozusagen seinen eigenen Spruch, den er bei jedem einzelnen Besuche aufs neue vorträgt. Oft sind es Verse von erheblicher Länge, wie denn überhaupt der Sinn für „Riemels en Jarstlen male“ auf Helgoland nichts Seltenes bedeutet. Als ein besonders schönes Beispiel dieser Art sei hier der Neujahrswunsch von Gerrit Singer wiedergegeben, den wir des besseren Verständnisses wegen gleich hochdeutsch wiedergeben. (Bekanntlich hat Helgoland seine eigene Sprache.) Der Spruch lautet:

„Ich wünsche Euch viel Glück und Segen,
Ruh und Frieden allerwegen,
Ueberhaupt kein bißchen Sorgen,
Bei den Kaufleuten nichts zu borgen,
Und gute Wadzeit „Nummer eins“,
Nicht zu früh Euch graues Haar,
Vollauf Arbeit auf dem Lande,
Nichts verlieren von der Düne Sand,
Vielen Segen mit dem Dummer,
Ja nicht leiden kein bißchen Nummer,
Das Mehl man acht Schilling teuer,
Und keinen Tod Euch gar zu sauer,
Ja nicht leben in Angst und Schrecken,
Und nicht teuer Eure Kleidungsstücke,
Ewig lang von Stürmen frei,
Und keinen Brand bei Nacht oder Tag,
Und „weit Herz“ nicht zu vergessen,
Mord und Lärm gehören nach draußen,
Komme dann und wann auch ein Schiff auf Strand,
Ja nicht werden zu Spiel oder Spott!
Das gebe unser Herre Gott!“

Eine Hosiag in der Gührde 1726.

Von Dr. H. Capelle (Wefermünde-L.).

(Nachdruck verboten.)

Die Gührde, das Hosiagrevier der hannoverschen Kurfürsten und Könige, sah einstmals viele Tage festlichen Glanzes. Wenn das Laub der alten Eichen sich färbte, dann war die Fundermeute dem hauenden Schwein auf den Fersen und jagte den flüchtigen Firsch, bis ihm der glücklichste der Barforereiter den Fang gab. Und weithin durchläng der Salalgruß den Forst. Auch unter breußischer Herrschaft bewahrte die Gührde ihren alten Rang, und mit großem Gepränge fanden noch unter Kaiser Wilhelm II. jene Jagden statt, die sich häufig durch die Teilnahme fremder Fürsten und Staatsmänner zu einem diplomatischen Ereignis gestalteten. Schon 1562 erbauten die Herzöge von Braunschweig-Büneburg dort in dem hügeligen Gelände, das sich zwischen Dönnitz und Dahlenburg an dem linken Ufer der Elbe erstreckt und weit nach Westen in die Büneburger See hineinragt, ein Jagdschloß. Am 16. September 1813 fiel in der Nähe im siegreichen Kampfe gegen die Franzosen Eleonore Procheska, der freiwillige Jäger August Renz.

Die erste Periode ihres Glanzes erlebte die Gührde unter Georg I., der seit 1714 auch König von Großbritannien war und 1721 nach Beendigung des nordischen Krieges die Herzogtüme.

Bremen und Verden mit den hannoverschen Aulanden vereinigte. Ein Bild aus dieser Zeit soll uns das folgende Gedicht geben, das neben der kulturhistorischen auch eine literarische Bedeutung hat, stammt es doch aus einer Zeit, da das Plattdeutsche noch kein Heimatrecht im neuerstehenden deutschen Schrifttum hatte.

In Gottscheds „Vernünftigen Tadelrinnen“, 1727, S. 61 ff. findet sich das plattdeutsche Gedicht einer Mademoiselle Curtia, das dem eifigen Gelehrten allerlei Aeußerungen des Lobes entlockte. Die Dichterin, Tochter des Pfarrers zu „Römstedt“ (Römstedt bei Medingen) hatte ein Lobgedicht verfaßt auf Georg I., König von Großbritannien, Kurfürsten von Hannover, als er gelegentlich seiner Anwesenheit in den Erblanden im Jahre 1726 in der Gührde eine Hosiag abhielt. Man wurde auf die Dichterin aufmerksam, und der Leibmedikus seiner Majestät, der Herr Hofrat Steigerdahl traf Mademoiselle Curtia „bei einem ungefahren Besuche über der Aufsehung eines plattdeutschen Gedichtes, welches sie zu vollenden und an Se. Majestät selbst zu überliefern von ihm berebet wird.“ Beide Gedichte fanden den Beifall des Königs, der zeitweilen an niederdeutscher Art und Sprache hing. Sie schlenen ihm so gewandt, daß er, etwas mißtrauisch, sich erkundigte, ob sie wirklich die Verfasserin sei, und veranlaßte, daß die Mademoiselle von dem Oberhofkommissarius Lochmann in Gegenwart des Schloßhauptmanns von Wörk und des ersten Kammerdieners, Monsieur Wehmed, über ihre Dichtkunst examiniert werde. Die drei Herren stellten als Thema, daß ihnen allen Dreden verlangte, bald wieder bey ihren Frauen zu seyn“. Geschwind löste Fräulein Curtia die ihr gestellte Aufgabe zur Zufriedenheit, und sie sowohl wie ihr Vater erhielten „sichtbare Zeichen Königlichcr Gnade“. Sie wurde mit 100 „neuen Hartzhalern“ beschenkt. Goldschied hat, wie oben erwähnt, das Gedicht in die „Vernünftigen Tadelrinnen“ aufgenommen. Die Verse schilbern in originellen Weise eine Hosiag in der Gührde. Es wird nun Interesse erregen, daß das Gedicht während des 19. Jahrhunderts nicht in Gottscheds Buch begraben blieb, daß es sich vielmehr in den Kreisen der hannoverschen Jägerrei lebendig erhielt, besonders natürlich unter den Forstbeamten der Gührde und des königlichen Jägerhofes. In meinen Händen befindet sich ein Blatt, eine „Copie“ aus Familienbesitz, datiert vom 28. Juli 1867. Es handelt sich um eine Abschrift von dem geschriebenen Text eines alten Oberförsters. Die vielen orthographischen Verschiedenheiten — fast kein Wort stimmt darin mit Gottscheds Text überein — viele Entstellungen, Zusätze, Auslassungen und Aenderungen lassen vermuten, daß diese Abschrift nicht auf den Text in den „Tadelrinnen“ zurückgeht, vielmehr ein Produkt der mündlichen und schriftlichen Ueberlieferung in den interessierten Jägerkreisen ist. Ich lasse den Wortlaut hier folgen. Fehlendes habe ich nach dem Text Gottscheds in eckigen Klammern ergänzt.

Zwei Bauern aus Römstedt, Amts Medingen, gebürtig, haben bei Anwesenheit Sr. Majestät des Königs Georg I. zur Gührde der Hosiag Hühner und Flachs zum Verlauf gebracht, und bei dieser Gelegenheit trifft es sich, daß der König Jagd hält. Bei der Zusaufkunft der Bauern steht die Tochter des Predigers am Wege, der erzählen sie den Vorgang der Jagd, den sie nach plattem Deutsch so ausdrückt:

Selb Gott! watt gist ett nich vor mie und mienes glicken
Uppen Gührhoff upperstund to laven un to kicken!
Man siat sid hen und her un siat sid doch nich fatt,
Wenn man ood noch so lang sid all to keeken hatt.

Id ging [der] hüte hen, ah et beteng to dagen,
Un harrer [Haser-Grütt un] Heuner hen to dragen:
Mien Naber Claus ging mit un draug en Nett voll Flax,
Un even drap et sid, datt et en Jagtdag was.

Du, sid id, Naber Claus, nun will id hütte blicven,
Sall ood mien Knecht to Huß nich eene Fohre driven:
Toppl! sid mien Naber Claus, id blief hier ood bestahn;
Mien Saake mag to Huß so lange leddig gahn.

Wie slentern fudder furt un bruden use Föte,
Indem so kenen usch twe Kerels in de Möte,
Den'n was dat Gold so dicht umt Dief herumme neiht,
Ah wenn man Minken um en Tunner-Bisse dreiht.

Du, sid mien Naber Claus, dei Kerels möt wie holen,
Krieg du den eenen man von achter bie de Fohlen,
Den annern will id hier woll bie de Maur thein
Un fragen, oh wie ens künnt unsen König seihn?

[Wat Senger! side Claus, nee Naber, lat dat blicven,
Bei Kerels siint wat stolt, bei möchten bießer klicven.
Fien Rössel mostu sien!] Drupp stödde mien Kumpen
Den eenen mit de Faust in siene Mäer-Brache.

De Herr de leid sid um un frau: was soller werden?
Drupp sah mien Naber Claus: Mit Günst, sie groten Heeren!
[Si, wäst sau gaut, un segg], mag et wol nich geischehn,
Datt wie künnt ens den leeven König seihn?

Drupp sid de ene Herr: „Das kann gar leicht geschehen,
Bleibt ihr nur hier auf diesem Pfled bestehen.
Der König und der Prinz, die reiten auf die Jagd,
Und kommen hier vorbei, so nehmt die Zeit in acht!“

Ruhm harr he ut geschnack, so hörden wie wat tuten,
Da kenen Kerels her, dei hadden vor den Snuten
Gen grod rund mefinger Ding, ah eene Finsten Wost
Un nedden wäst so breit, ah eene Finsterhöst.

Da pusten sei heinin un machen sone Vaden,
Dat jüm dat Rügge-Speer im Diste möchte knaden;
Man blaut! wat ging dat glatt! [Dat kam een mehr by't Hart.]
Ah wenn de beste Brut nahr Kerken spätert ward.

Drupp kam een Cumpanie von iles Heeren Sunnen,
Dei wöden all [to hoop] so blaut af Botter-Tunnen,
Dei Ohren hängen jüm an'n Kopp herdahl so glatt,
Ah iles Junder lest dei Timpel-Mütze satt.

Drup kam de Königs-Baer, un steig up sienem Pagen
Un teng damit von'n Gährhof af to jagen,
Dei blanken Raffallers, dei rehen alle mit
Da dacht id bie mie süßst, nu süßst du wo't em sitt.

Den guten König geiht'et af mie un mienes Glieden,
Man mott woll alle Lieb süßst mit tom Warte kieden,
Drum deit dei König woll, dat hei süßst Achtung gist,
Damit vor sienem Dsch ood noch en beten blift.

[Sau lange was't noch still.] Man't duren kum twee Stunnen,
Do kam de Bulle an mit eenem Schwarm von Sunnen.

Dei blanken Rabbeleirs, dei folgen all nah grab,
Ja, süßst dei Königs-Baer, dei dreif den Bullen nah,
Un dat an'n Gährhof van. Sei juchen, reepen, krölen;
Dei Bulle leg in Dred un teng sid dar tau löhlen.
[Gen Rabbeleir steig af un stad öhm up de Gut
Un damit schleiden sei öhm tom Morak herut.]

Man dar kam süß een Volf von allen Ennen loopen,
Sei möchten woll to hoop wat af to kriegen hopen.
Man dat was wiet gefehlt, man fill öhm ut de Gut
Un deil dat mehrste Fleisch drupp mang de Sunne ut.

Da was od noch son Wirtken, dei hup od fliebig schieden,
Ach! dacht id bie mie süßst, möchte die dat Meßt in de Füste gleden,
Dat best du woll verbeut, dat du did sau besöhlst,
Un af een Glachter-Jung in'n Blaun'n did besöhlst.

Man de gode Gast, de denkt, he hatt een rieden Heeren,
Dei kan öhm woll mit Gemad eriehren.
Sei gist öhm noch woll mehr, af hei ins bruct dartan,
Darum besabbelst hei dei gladden Kleder sau.

Doch dat ging mie nich an, [se tengen vort to thelhen].
Nur luhr id noch darupp un wöll se äten seihen,
Id kam od noch herupp, un sach dei Meten an,
Man da schölten eenen voll de Gräsen übergahn.

[Behöbe Gott!] Watt könnt de Käke lieters maten,
Wenn se erst fanget an to braden und to katen!
[Da was süß allerly; id rood, id sach, id tell;
Wist nich, oft möglich was, dat man et eten schöll.]

Id dacht, [Stippmell, Rieß, Grüttwost] un Offenlieten,
Dort fusthoch Sped, dem wöhe nids in de Welt to gleden,
[Un sau wat ete wol de König Dag vor Dag.]
Man id verwundre mie, af id et anders sach.

Da was Klieen-Brod, un dat up gläsern Fäten,
Wur-steemkens, häten Kalk; doch können sei dat eten.
[Doch süß noch allerley, dat id nich nennen kann;]
Man öhre Drinkelwaar, dei stund mid beter an.

Da was füt Brannevrien, von roben, witten, gelien,
(Denn sau eenen Deeren kann de gode Drunt nich fehlen.)
[Gen gut Schlud Brannevrien, de is ood rechte gant,
Sei kaact den Wagen ut, un warmet een dat Blaut.]

Id harr od woll ins Lust, von sollen Tiig to nippen,
Man't wor mid wol to starl, 't schöll een wol gar umklippen;
Drum ist am besten, dat man by Verstanne blift,
So is man huten Bargs- dat et keen Klöpfe gist.

So will id nu man wehr nah Duf to gaben stellen,
Un unfer Querschop wat id hilt gesehn, vertellen,
Indessen wünske id, dat de König manchen Dag
So nülhrlen, af hei hilt gegäten, äten mag.

Klootschießen — der Nationalsport der Friesen.

Von Bruno Sohm (Warel).

(Nachdruck verboten.)

Wieder einmal rückt der Tag näher, an dem der große Wett-
kampf der Klootschießer aus dem Dardinger- und dem Butjadinger-
Lande zum Austrag kommt. Alle zwei Jahre treffen sich die besten
Werfer aus beiden Lagern, um bei Frost und Kälte dem eigenarti-
gen, heute als friedliches Nationalspiel geltenden Sport zu huldigen.
Am 18. Januar 1924 siegten die Butjadinger gegen die Ost-
friesen, die die Sieger zum Herausforderungskampf riefen, der je
nach der Wetterlage wahrscheinlich in den nächsten Tagen Sieger
und Besiegte auf dem Kampffeld mit den stets nach vielen Tau-
senden zählenden Freunden, Schaulustigen und Neugierigen ver-
eint. Der Klootschießer-Wettkampf gilt heute als Volksfest für das
ganze Oldenburger Land, und weit über die blau-roten Grenzen
hinaus ist der Sport bekannt, und jede Austragung findet Inter-
essanten aus allen Teilen des Vaterlandes, ja sogar aus Holland
und Dänemark.

Das Klootschießen ist ein uraltes Volksvergnügen aus grauer
Vorzeit. Ja, es hat sogar eine Zeit gegeben, wo unsere hiesigen
Vorfahren dieses Werfen mit der Kugel als Kampfmittel gegen die
Seeräuber in Anwendung brachten. Die Geschichte lehrt, daß

Piraten die friedlichen Bewohner des Friesenlandes in der Zeit,
in der es noch keine schützenden Deiche gab, überfielen und aus-
plünderten. Den Ueberfallenen standen damals als einzigstes
Kampfmittel bei diesen Ueberrumpelungen nur Kugel und
Knüttel zur Verfügung. Man brannte im Sommer aus Lehm
Kugeln, die in der Sonne getrocknet wurden, und die man im
Falle der Not dem Feinde entgegenschleuderte. Die Erfindung
der Waffen schaltete mit der Zeit dieses primitive Kampfmittel
aus. Aber die Friesen hielten fest, was sie von den Vätern über-
nommen und wählten die Kugel und den Knüttel zum Sport.
Und dieser ganz eigenartige Sport hat sich bis zum heutigen Tage
nicht nur erhalten, er ist heute ein Nationalsport der Friesen
geworden.

Für viele unserer heutigen Sitten und Gebräuche und auch
Spiele ist man sich wegen des Fehlens an urkundlichen Nachrichten
über die Zeit des Ursprungs nicht recht bewußt. So auch beim
Klootschießen. Zwar reichen die urkundlichen Belege für dieses nur
in friesischen Küstenländern betriebene Klootschießen bis etwa in
die Anfänge des 18. Jahrhunderts, aber es kann als sicher gelten,
daß dieses Spiel als Wahrzeichen winterlicher Luftbarkeit der
Friesen schon in den ältesten Zeiten in weitgehendster Ausdehnung
betrieben worden ist, ohne daß hierüber irgendwelche historische
Aufzeichnungen bestehen. Es ist ein ganz eigenartiges Wettspiel,
das bedauerlicherweise eben wegen seiner Eigenart bis jetzt nur
auf das Oldenburger Land beschränkt geblieben ist. Das Kloot-
schießen ist, wie selten ein anderer, ein Sport, der die Muskulatur
des ganzen Körpers fast gleichmäßig anstrengt und infolgedessen
ausbildet. Der Werfer muß bei Ausübung des Klootschießens die
volle Leibeskraft einsetzen.

Die angeborene Heimatpolitik, die Liebe zur Scholle, verbun-
den mit einem gewissen Ehrgeiz, die besten Werfer besitzen zu
wollen, führt die Parteien Ostfriesland und Butjadingerland zum
Kampf auf freiem Feld immer wieder zusammen. Die Siege
wechselten hin und her.

Besondere Bedingungen gingen schon immer dem Werfen vor-
aus. Einiges Interessante aus ihnen mag die Eigenart des Spiels
beleuchten. Das Werfen wird bei Frost ausgetragen, wenn das
Eis der Gräben die nötige Festigkeit hat. Der Tag des Werfens
wird vier Tage vorher telegraphisch vereinbart. Von jeder Seite
werden vier Werfer und zwei Ersahmänner gestellt. Die Rich-
tung des Wurfs wird durch eine aufzurichtende Stange mit einer
Flagge so markiert, daß sie von der Abwurfstelle aus deutlich
sichtbar ist. Jede Partei stellt der anderen einen Stockleger, der
einen 1 Meter langen, in der Mitte eingekerbten Stock mitführt,
den er nach erfolgtem Wurf quer zur Bahnrichtung mit der Kerbe
an die Kugel legt, worauf der Werfer den Wurf macht. Die
Kugeln sind aus Buchholz, haben einen Durchmesser von 59 Milli-
meter und wiegen 475 Gramm. Sie werden vor dem Werfen
genau gemessen und gewogen.

In alter Zeit forderte der einzelne Klootschießer den anderen
zum Zweikampf heraus. Später bildeten sich Parteien, Bauern-
schaften, Dörfer, ja sogar ganze Kirchspiele zum Herausforderungs-
kampf im Klootschießen. Aus den alten Chroniken geht hervor,
daß in früherer Zeit bestimmte Regeln und Vorschriften nicht be-
standen, das Werfen geschah nach landesüblichem Brauch. Es kam
oft zu Meinungsverschiedenheiten, und fast kein Klootschießen ver-
ging ohne Unfrieden. Am der Tag der Entscheidung, der sogar
von den Kanzeln und durch Anschlag an den Kirchthüren bekannt-
gegeben zu werden pflegte, so strömte, da bei Frost in den Marschen
fast jede Arbeit ruht, die ganze neugierige Bevölkerung der Nach-
barschaft zusammen. Zu Haus blieben nur die Kranken, ihre
Pfleger und diejenigen Dienstpersonen, die zur Pflege des Viehs
und zum Melken der Kühe absolut nötig waren. Da mindestens
jede Dorfschaft ein Klootschießen veranstaltete, so herrschte wäh-
rend des Winters viel Unruhe und Unordnung. Das veranlaßte
die Regierung zum Einschreiten. Die Klootschießen wurden ver-
boten, besonders die großen. Diese regierungsseitigen Verbote
bieten die erste historische und urkundliche Unterlage für ihre Exi-
stenz, zugleich aber auch den Hinweis, daß sie schon ein uralter
Brauch, eine uralte Lustbarkeit der Bewohner waren, die im Laufe
der Zeit derartig ausgeartet war.

Die Klootschießervereine vereinigten sich später in einem Ver-
bände. So kamen dann die Verbandsfeste mit den Wettkämpfen
1905 in Esens, 1907 in Brake, 1909 in Wittmund, 1911 in Norden-
ham und 1913 in Westerstede. Der Weltkrieg brachte eine Unter-
brechung der Austragung der Wettkämpfe, die erst wieder im
Jahre 1922 bei Diekmannshausen (Warel) auflebten und den Sieg
der Ostfriesen bedeuteten. Im Januar 1924 holten sich die „But-
janger“ in Jever die Siegestrophäe. Wegen seiner ausgezeichneten
Lage wurde auch für den diesjährigen Kampf das große Feld bei
Jever wieder bestimmt.

Sprüche.

Das Meer ist der Raum der Hoffnung und der Zufälle lau-
nisch Reich! (Schiller.)

Meer, Band zum Verkehr!

Das freie Meer befreit den Geist!